



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Im Banne der Ngil

Vielfach findet man auch den Glauben, daß einzelne Geister auch im Flusse hausen. Auch diesen Geistern wird geopfert, da der Neger glaubt, daß die Flusse geister die Macht haben, einen Menschen beim Überqueren eines Flusses zurück zu behalten und ihm das Gleichgewicht beim Balanzieren zu nehmen. Auch das Spiegelbild der eigenen Person im Wasser gesehen, gilt als etwas geisterhaftes, worüber sie heillosen Respekt haben.

Das Lob der Geister ist sehr wichtig, mindestens so wichtig wie das Opfer selber. Die Schwarzen stehen im Leben den Weißen nicht nach im Ehrgeiz und sie sind sehr erpicht auf Lob und Ehren. Natürlich ist das auch den Geistern höchst angenehm. In Vergessenheit geraten und nicht mehr beachtet werden ist das ärteste Schicksal für einen Geist, da er dadurch ja dem Verschwinden überliefert ist. Deswegen sorgt auch jeder Häuptling schon, daß sein Lob zu Lebzeiten seinem Volke gut eingeprägt werde, indem er immer einen Ausruf bei sich hat, der sein Lob allen Menschen zum Bewußtsein zu bringen hat.

Im Banne der Ngil

Von Hermann Skolaster
Nachdruck verboten! — (Fortsetzung)

3 wei Matrosen gingen nach achtern, um den Hungernden das Essen zu reichen. Ein Eimer Reis, einer mit Wasser und ein Korb Zwieback. Jeder erhält eine Handvoll Reis, die er sofort in den Mund stopft und verschlingt, dazu einen Zwieback, den er im Wasser aufweichen kann. Die meisten greifen gierig nach dem Dargereichten und schauen sehnsüchtigen Blickes nach Korb und Eimer, ob nicht vielleicht noch etwas für sie abfällt. Die Schlaflenden werden durch einen Fußtritt geweckt. Sie lassen es sich gern gefallen; es gibt ja zu essen.

Der Greis am Heck achtet nicht auf das, was um ihn vorgeht. Fort und fort wiegt er sich nach rechts und links und summt seine traurige Weise. Er streckt die Hand nicht aus, um seine Zehrung in Empfang zu nehmen. Der Matrose wirft ihm den Reis mit einem derben Fluch ins Gesicht. Die zunächst Sitzenden greifen hastig zu und sammeln jedes Körnchen, das auf Deck gefallen ist.

Das „Mahl“ ist zu Ende, kaum daß es begonnen. Wieder breitet Hunger und Elend seine dunklen Flügel über die braunen Leute, und weiter brüten sie vor sich hin, wie Menschen, hinter denen alle Brücken abgebrochen sind, die ihre Zukunft dem Schicksal überlassen. . . .

Der Kapitän verließ die Kajüte. Sein gebräuntes Gesicht, umrahmt von einem rabenschwarzen Vollbart, kennzeichnete den Südländer. Die breiten Schultern fanden kaum Platz in der goldbetreßten

Uniform. Im übrigen stand ihm der Anzug tadellos. Unter der breiten Krempe des grauen Filzhutes schimmerte eine weiße Mullbinde hervor, die um den Kopf gebunden war. Über dem linken Auge war sie rötlich angelaufen. Wuchtigen Schrittes begab er sich nach Backbord, wo unter dem Fallreep das Boot schaukelte. Dort stand der erste Offizier der „Barcelona“, ein langer, dürrer Mensch mit dem Gesicht eines Raubvogels.

„So, Kapitän, nun mutig in den Rachen des Löwen hinein.“

„War schon oft drin, ohne Schaden zu nehmen. Doch ich gestehe, ganz einerlei ist mir die Sache heute nicht. Wär' mir schon lieber, die Kerls säßen auf dem Mond.“

„Vergeßt nur Euer Sprüchlein nicht!“ mahnte der „Erste.“

„Werde nicht. Aber halt du auch die Augen offen. Du weißt ja für alle Fälle Bescheid.“

„Keine Angst, Kapitän. Ich bin auf dem Posten. . . . Der schwarze Bart steht Euch aber gut.“

„Will ich meinen“, gab der andere gleichmeinholt zurück, indem er langsam die Treppe hinabstieg.

„Nehmt die Farbe von der Bordwand nicht mit!“ rief der „Erste“ ihm nach. „Sie ist da nötiger als auf Eurem Rockärmel.“

Der Kapitän lachte. Mit einem flinken Satz sprang er ins Boot. Er setzte sich, entrollte die Kapitänsflagge und befestigte sie am Heck. Dann ergriff er das Steu-

er und gab das Zeichen zur Absahrt. Fünf Paar kräftige Arme legten sich in die Riemen, daß sie in den Dollen knarrten, und das kleine Fahrzeug wandte sich, hüpfte von Welle zu Welle und strebte eilig dem Kreuzer zu, dessen Geschützrohre drohend über die See hinausblickten.

Am Fallreep der „Mew“ stand die Backbordwache und der Obermatrose vom Dienst. Als Johnson die Kajüte des Kommandanten verließ, stürzte ihm der Wachhabende hastig entgegen und meldete in abgerissenen Worten, daß sie ein Sklaven Schiff vor sich hätten; man könne die Neger deutlich sehen.

„Boot kommt längsseits!“ rief der Posten auf der Back. Johnson stand schon mit einem Fuß auf der Treppe. Nun schwenkte er nach Backbord hinüber. Er mußte dem Obermatrosen erst Bescheid geben.

„Den Kapitän der „Barcelona“ werden Sie zum Herrn Kommandanten führen.“

„Zu Befehl, Herr Kapitänleutnant“, scharrte der Obermatrose, während der „Erste“ in Riesen schritten treppauf ging, um sich von dem Unglaublichen zu überzeugen.

„Kinder, Kinder, nun schlägt's Dreiviertel!“ rief er erstaunt, sobald er die Gruppe der Farbigen erschaut hatte. „Hab' ich's nicht gesagt, das ist unser Freund von vorgestern? Ein alter Seefahrt Ihrer Majestät läßt sich durch alle Mars- und Gaffelsegel der Welt nicht irreführen. . . . Der Kerl hat wirklich den Teufel im Leib. Kommt uns mit seinem Raub direkt vor die Kanonenrohre. Habt ihr jemals solche Frechheit gesehen? Und macht dem Kommandanten Besuch in höchsteiner Person. . . . Vielleicht will er sich auf Gnade und Ungnade ergeben. . . . Nicht denkbar! . . . War ja kein ausgerissen. Donner und Hagel, mir plazt die Galle. . . . Aber dem Alten muß ich wenigstens eine Kerze ausspecken.“

Ebenso eilig, wie er gekommen, verließ er die Kommando brücke.

Die Unterhaltung in der Kapitänskabine war im besten Gang. Der Kapitän der „Barcelona“ schien in heiterster Laune zu sein. Johnson hörte ihn lachen. „Hm“, brummte er, „haben sich ja schon riesig angefreundet. Na, warte!“ Er winkte einen Signalgäst herbei und schickte ihn zum Kommandanten, um ihn in

wichtiger Angelegenheit herauszubitten. Raffles kam sofort.

„Nun, mein lieber Johnson, was gibt's?“

„Herr Kommandant“, sagte der „Erste“ mit unterdrückter Stimme, aber mit einer Betonung, die den Sturm in seinem Innern verriet, „die „Barcelona“ ist das selbe Schiff, das uns vorgestern entwischte. Ein Irrtum ist so gut wie ausgeschlossen. Daß sie Sklaven an Bord hat, kann man mit bloßen Augen sehen. . . .“

Der Kommandant hatte mit überlegener Miene zugehört. Ein-, zweimal zuckte es um seine Mundwinkel. Dann konnte er sich nicht mehr halten und platzte in helles Lachen aus. „Hahaha, bravo, bravissimo! Das ist lustig. Doch kommen Sie. Sie müssen selber hören, was der Spanier eben erzählt.“ Damit schob er den verdutzten Johnson in die Kabine hinein.

„Herr Barnill, Padrone der „Barcelona“, der aber jämmerlich spricht, — Herr Johnson, Kapitänleutnant der „Mew“, stellte er vor. Die beiden verneigten sich, Barnill mit freundlicher Vertraulichkeit, Johnson zurückhaltend höflich. „Bitte, nehmen die Herren Platz. Und jetzt, Padrone, erzählen Sie mal im Zusammenhang, wie die Geschichte verlief. . . . Darf ich Ihnen eine Erfrischung anbieten? Ein Glas Rheinwein, deutschen Wein?“

„Danke, nein, Herr Kommandant! Dafür ist es zu heiß. Wenn ich um ein Glas Mineralwasser bitten darf?“

„Sehr gern!“ Ein Signalgäst erhielt den nötigen Auftrag und kam bald mit dem Bestellten zurück. Unterdessen erzählte der Padron seine gestriges Abenteuer. Johnson saß da wie ein Gerber, dem die Felle weggeschwommen. Er wußte nicht, ob er wachte oder träumte. War das alles Wirklichkeit oder nur Theater? Die Umstellung, die er in seinem Hirn vorzunehmen hatte, ging langsam vonstatten.

„Ich komme vom Kongo“, so begann der Spanier. „Habe Mahagoni und Elfenbein geladen für die Reederei Gebrüder Domenico und Taddeo Bartoli in Cadiz . . .“

„Viel Ladung scheint die „Barcelona“ nicht zu führen“, warf Johnson dazwischen. „Sie geht nicht eben tief.“ Der Kommandant blickte forschend auf den Sprecher. Wahrhaftig, der „Erste“ hatte den Gedanken an den Piraten noch nicht überwunden.

„Die hohe Bordwand täuscht, Herr Kapitänleutnant“, belehrte Barnill. „Die ‚Barcelona‘ ist zwar schmal, aber sehr tief gebaut. Wir hatten“, fuhr er in seiner Erzählung fort, „gute Fahrt, die Hitze ausgenommen, bis der Sturm in der vorigen Nacht uns bedeutend im Kurs aufhielt. Wir haben kaum fünf Knoten gemacht; sonst kommen wir ganz gut auf sieben in der Stunde.“

„Ich hätte gewettet, dachte Johnson, daß sie mit Leichtigkeit neun Knoten macht, im Notfall auch zehn. Zu sagen wagte er es nicht, weil er sah, wie aufmerksam sein Vorgesetzter dem Erzähler lauschte.

„Ich stand die ganze Nacht selber auf der Brücke“, berichtete der Padron. „Wie sich der Sturm gegen Morgen legte, stieg ich in meine Kajüte hinab, um die verlorene Nachtruhe nachzuholen. Der ‚Erste‘ übernahm die Wache. Ich bin aber kaum in der Kaje, da ruft die Wache vom Topp herab: ‚Schiff in Sicht!‘ und gleich darauf ruft, schreit, brüllt alles durcheinander. Was mag los sein? denke ich und springe hinaus.“

„Ich bin nicht abergläubisch, doch im ersten Augenblick dachte ich, der Fliegende Holländer käme uns leibhaftig auf den Hals. Alle Lichter abgeblendet, huschte er auf kaum zwei Schiffslängen Entfernung an uns vorbei. Der Kerl wäre uns wahrhaftig in den Bug gefahren, wenn der Steuermann nicht noch im letzten Augenblick Ruder hart back gelegt hätte. Dab da nicht alles in Ordnung war, lag auf der Hand. „Es ist ein Sklaven Schiff“, rief mein ‚Erster‘ mir entgegen, als ich auf die Brücke kam, „das Deck wimmelt von Schwarzen.“

„Warte, denk‘ ich, wir müssen dem Herrn einen kleinen Schrecken einjagen. Ich lasse kurz entschlossen wenden. Signalfanone geladen! Habe einen schönen Dreizöller an Bord. Der Zimmermann hatte leider nur Pulver zur Hand. Aber der Schreckenschuß hatte Erfolg. Noch war er nicht verhällt, da flogen wohl ein Dutzend Schwarze über Bord, immer mehr folgten nach.“

„Famos, famos!“ rief der Kommandant und rieb sich die Hände.

„Natürlich dachte ich, die Schwarzen hätten die gute Gelegenheit zum Ausreißen benutzt. War aber nicht so. Der Pirat selbst warf sie hinaus, um uns aufzuhalten und auf diese Weise zu entkommen.“

„Der Halunke ist in allen Wassern gewaschen“, meinte Raffles und nickte bedächtig das schon ergraute Haupt.

„Bei uns hieß es jetzt: Leute in Seeno! Stoppen! Boote herunter! Aber es ging alles viel schneller, als ich es erzählen kann. Ich selbst war an die Reling gerannt, um beim Klarmachen zu helfen, da schlug ein Riemen aus dem Boot, mir gerade auf den Kopf. Ein Glück, daß er so fest ist. Einen tüchtigen Schmarren habe ich mir trotzdem geholt. Im Augenblick wurde es mir grün und gelb vor den Augen. Ich wäre glatt auf Deck gestürzt, wenn mich nicht einer von den Bootsmännern aufgefangen hätte.“

Als ich wieder recht zur Besinnung kam, schaukelten die Boote schon auf den Wellen, und meine Matrosen zogen Mann für Mann heraus. Achtzehn Leute wurden gerettet. Die Schwarzen von der Küste sind ja fast ausnahmslos gute Schwimmer. Trotzdem haben sich manche nicht aus dem Kielwasser herausarbeiten können.“

„Als das Rettungswerk beendet war, hatte sich der Pirat längst aus dem Staube gemacht. Ihn einholen war unmöglich, er fuhr ja mit vollen Segeln. War auch unnütz, hätte ihm doch nichts tun können.“

„Nun, ich gratuliere“, sagte der Kommandant, als der Spanier geendet hatte. „Sie haben mehr Glück gehabt als ich.“

„Gestatten Sie eine Frage, Herr Kapitän“, erlaubte sich Johnson in das Gespräch einzugreifen. „Wo ist die ‚Barcelona‘ erbaut worden?“

„In Cadiz“, entgegnete Barnill, „auf unserer eigenen Werft.“

„Das Sklaven Schiff ist der ‚Barcelona‘ zum Verwechseln ähnlich“, meinte der ‚Erste‘ trocken. Aber seine Lippen bebten. Wenn Blicke töten könnten, wäre Barnill unfehlbar zu Boden gesunken.

„Du lieber Himmel, Johnson, ich bitte Sie!“ rief der Kommandant. Dem Spanier flimmerte es vor den Augen. Nur einen Augenblick.

„Wie merkwürdig!“ sagte er. „Sollte es möglich sein? Das Schwesterschiff der ‚Barcelona‘, die ‚Valparaiso‘, die sich auf der Fahrt nach Südamerika befand, war schon acht Tage überfällig, als ich Cadiz verließ. Sollte die Mannschaft gemeutert haben? Ist das Schiff einem Piraten in die Hände gefallen?“

„Darüber wollen wir uns nicht vorzeitig den Kopf zerbrechen, Padron“, beruhigte Raffles. „Acht Tage will noch viel heißen bei einer solchen Reise. Aber eine Frage, die viel näher liegt: Wo werden Sie die Geretteten lassen?“

„Ja, Herr Kommandant, das ist der

zweite Teil. Die Heimat der einzelnen läßt sich nicht bestimmen. Sie wollen wohl auch nicht zurück. Ich gedachte sie bis Cape Castle mitzunehmen und unter englischen Schutz zu stellen. St. Isabel laufe ich gar nicht an. Da ich Sie aber hier getroffen habe, wollte ich Sie bitten, — erschrecken Sie nicht, Herr Kommandant! — mir die Leute abzunehmen. Mein Proviant ist für so viele Köpfe nicht berechnet. Diese Neger sind schrecklich ausgehungert. Wenn ich ihnen gebe, soweit sie wollen, lange ich nicht für den halben Weg. Alles, was sie essen, muß meinen Leuten abgezogen werden. Daz die unwillig darüber sind, ist begreiflich."

Der „Alte“ kratzte sich hinter den Ohren.

„Sie tun ein gutes Werk, Herr Kommandant“, fuhr der Padrone mit Wärme fort. „Bei mir müssen die armen Leute beinahe verhungern. Ein paar Zwiebäcke und eine Handvoll Reis für den Tag, mehr habe ich nicht. Und was ist das für einen Negermagen?“

„Hm“, machte Raffles, „das ist wahr. Zum Sterben zu viel, zum Leben zu wenig. Doch“, er sah einen Augenblick nach, „es gibt noch eine andere Lösung. Daz ich Ihnen mit Proviant aushelfe. Was meinen Sie, Johnson, ein paar Faß Zwiebäck können wir wohl noch abgeben, wie?“

„Ganz gewiß, Herr Kommandant“, beelte sich der „Erste“ zu versichern. Er war nun ganz fest davon überzeugt, daß er sich in dem Spanier geirrt hatte. Barrill wollte ja die Neger gern los sein. Das zerstreute alle seine Bedenken.

„Mit drei Faß wäre Ihnen wohl gedient?“ fragte der Kommandant.

„Wenn Sie so gütig sein wollen; ich hoffe, ja!“ erwiderte der Padrone.

„Nun, dann ist der Fall erledigt. Johnson, wollen Sie eben mal dem Verwalter den Auftrag zukommen lassen?“

„Sawohl, Herr Kommandant!“ Johnson erhob sich, grüßte und ging.

„Sie sind so freundlich und nehmen die Fässer gleich mit, Padrone.“

„Sehr gern, Herr Kommandant, das Boot ist groß genug, und . . . es geht schneller so.“

„Wissen oder ahnen Sie, wohin sich der Pirat gewandt haben mag?“

„Wird wohl weiter nach Süden ausgerissen sein. Ich glaube übrigens, daß er nach St. Thome liefert.“

„Da können wir ihm vielleicht den Weg verlegen. Muß zwar bald an die Heimreise denken, aber auf ein paar hun-

dert Seemeilen kommt es mir nicht an.“

„Da wünsche ich Ihnen viel Glück, Herr Kommandant.“ Der Padrone trank sein Glas leer und erhob sich. „Ich bin Ihnen zu großem Dank verpflichtet, Herr Kommandant“, sagte er und schüttelte Raffles die Hand.

„Es freut mich, daß ich Ihnen bei dem Rettungswerk wenigstens noch nachträglich helfen kann.“

Raffles begleitete seinen Gast hinaus. Williams und Brown standen an der Treppe, die zur Kommandobrücke führte, und unterhielten sich. Als die Herren vorübergingen, traten sie grüßend zur Seite.

Die Nachricht des wachhabenden Offiziers, daß die „Barcelona“ ein Sklaven-Schiff sei, war wie im Fluge durchs ganze Schiff geeilt. Begreiflicherweise geriet die Besatzung darob in Aufregung. Alles war auf den Ausgang gespannt. Überall bildeten sich Gruppen, die den Fall nach allen Seiten erwogen. Die Verhandlung beim Kapitän dauerte entsetzlich lange. Man hätte so gern etwas Genaues gewußt.

Die dienstfreien Offiziere hatten sich auf der Kommandobrücke zusammengefunden. Ihre Ansicht stimmte mit der ihres „Ersten“ vollständig überein. Die Tatsachen lagen ja offen auf der Hand. Dann tauchte endlich Johnson wieder auf. Er stand am Fallreep. Der Zwieback wurde verladen. Das war ein neues Rätsel.

Die beiden Freunde, Brown und Williams, verließen die Brücke. Sie wollten mit Johnson reden. Der mußte doch wissen, was eigentlich im Gange war. Da kam der „Alte“, mit dem Spanier gar freundlich plaudernd, aus der Kabine. Ihre Hoffnung erhielt einen weiteren Stoß. Also war doch alles Irrtum und Mißverständnis? Mit enttäuschten Gesichtern blickten sie dem vermeintlichen Sklavenjäger nach.

Der Padrone verabschiedete sich am Fallreep. „Adieu, Herr Kommandant, nochmals herzlichen Dank.“

„Gute Fahrt, Padrone!“

Der Spanier stieg die Treppe hinab.

Um Zwischendeck standen einige Leute von der freien Heizwache in der Nähe der Kombüse. Sie hatten zu Mittag gegessen u. verdauten nun, ein Pfeischen schmauhend, sich unterhaltend. James Neighbour belustigte die ganze Gesellschaft durch seine neuesten Scherze. Als er des



Mussinha mit Krone

Padrone ansichtig wurde, stieß er den zunächst Stehenden in die Seite.

„Da, guck mal, Nillbars, hat der Kerl nicht das reinste Verbrechergesicht?“

Der Angeredete wandte sich und schaute dem Padrone gerade in die Augen. Plötzlich ging ein Zittern durch seinen Körper. Sein Gesicht ward bleich wie frisches Linnen. Die Hände hoben sich, um die Keling zu fassen, aber schlaff glitten die Arme wieder herab. Mit den verglasten Augen eines Sterbenden starrte er auf den Kapitän. „William!“ schrie er auf und stürzte ohnmächtig zu Boden.

Der Padrone zuckte zusammen. Bei- nahe wäre er auf der Treppe gefallen, da er eine Stufe übersehen hatte. Rechtzeitig hielt er sich noch am Geländer fest und erreichte glücklich das Boot. Noch

einmal winkte er den oben Stehenden zu. Das Boot stieß ab.

Die „Mew“ nahm ihren Kurs nach Südwest mit Volldampf wieder auf. Der Kommandant rief Johnson in seine Kabine und teilte ihm seine Pläne mit. Auf der Linie Kongo—St. Thome wollten sie einige Tage kreuzen, um des Piraten vielleicht doch noch habhaft zu werden.

Leutnant Williams hatte den Schrei des Heizers auch gehört. Er glaubte sich gerufen und ging ins Zwischendeck. Der Koch stand vor der Kombüse.

„Hat nicht jemand nach mir verlangt?“ fragte er ihn.

„Ich habe keine Ahnung, Herr Leutnant.“

„Es war aber doch vorhin eine gewisse Aufregung hier unten.“

„Ach ja! Dem Heizer Nillbars ist eben schlecht geworden. Man hat ihn schon ins Lazarett getragen.“

Zwei Minuten später betrat Williams das Lazarett. Der Kranke lag schon zu Bett. Der Arzt bemühte sich um ihn. Sechs Betten standen in dem langen, schmalen Raum. Alle mit weißem Linnen frisch bezogen, jederzeit zur Aufnahme eines Kranken bereit.

In der hinteren Ecke lag der Oberbootsmannsmaat Sailor, der vor einigen Tagen plötzlich unter heftigen Anzeichen einer Vergiftung erkrankt war. Daraufhin hatte Raffles eine sorgfältige Prüfung aller Konserven vorgeschrieben, die zum Verbrauch kamen, und Dr. Fox unterzog sich dieser Aufgabe mit großer Gewissenhaftigkeit. Jede Konservendose, die nicht ganz einwandfrei war, wanderte über Bord. „Es ist leichter, eine Krankheit zu verhüten, als sie zu heilen“, meinte der Arzt, „und das Leben eines Menschen ist mehr wert als hundert Konserven.“

Sailor hatte die Gefahr glücklich überstanden. Als Leutnant Williams eintrat, erwiederte er seinen stummen Gruß durch freundliches Nicken. Auch die Gesichter der beiden Matrosen, die, unter schweren Decken verpackt, ihr Fieber ausschwitzten, hellten sich auf, als sie ihres liebsten Vorgesetzten ansichtig wurden.

Der freundliche, stille Mensch, der erst kurze Zeit an Bord war und seine erste größere Reise mache, hatte sich alle Herzen erobert. Zu vorlommend und gefällig gegen die andern Offiziere, kam er seinen Untergebenen immer kameradschaftlich entgegen. Kein Wunder, daß man ihn deshalb stets ins Vertrauen zog und sich in allen Anliegen gern an ihn wandte. Und Williams half jedem, wenn er es konnte. Den Kranken nahm er sich in besonderer Weise an. Ihnen durfte nichts abgehen. Der „Erste“ war stets beruhigt, wenn er sie in der Obhut seines „Benjamin“ wußte.

Williams hätte gerade so gut Arzt oder Priester sein können. Er besaß großes Geschick, mit Kranken umzugehen. Das war allgemeine Ansicht an Bord. Er schien den schneidigen Offizier ausgespogen zu haben, wenn er das Lazarett betrat. Im Dienst war er gewissenhaft und peinlich genau. Aber er hatte selten nötig, zu tadeln oder gar zu strafen. Selbst die als „Drückerberger“ bekannten Leute wurden eifrig, sobald sie seinem Kommando unterstellt waren. Niemand brachte es übers Herz, das Miß-

fallen des leutseligen Mannes durch Nachlässigkeit wachzurufen.

Nilbars war noch nicht zum Bewußtsein zurückgekehrt. Stoßweise hob und senkte sich seine Brust. Hin und wieder ging ein leises Zucken über sein Gesicht. Dann öffneten sich die Augenlider, und der Kranke starre eine Zeit lang in die Ferne. Aber er sah nichts und erkannte auch niemand. Dr. Fox winkte Williams ans Krankenbett.

„Kommen Sie, Herr Leutnant. Der Kranke hat nach Ihnen verlangt. Vielleicht erkennt er Sie, sobald er Sie sieht oder hört. Reden Sie ihm einmal freundlich zu.“

„Wie ist denn das eigentlich so plötzlich gekommen?“ fragte Williams teilnehmend.

„Kann ich auch nicht mit Bestimmtheit sagen. Vielleicht ist die Überarbeitung im Heizraum schuld. Ich habe nie etwas von Herzschwäche an ihm bemerkt. Und doch scheint das Herz vor allem angegriffen.“

„Wenn ich nicht irre“, sagte Williams, „stand er vor zehn Minuten noch im besten Schwatz vor der Kombüse. Wissen Sie nicht, was da los gewesen ist?“ wandte er sich an James Neighbour, der den Kranken vorher hatte heruntertragen helfen. „Sie waren doch auch da oben.“

„Tawohl, Herr Leutnant! Wir haben uns ganz gemütlich unterhalten, und da bekam er den plötzlichen Schrecken, als gerade der Kapitän der „Barcelona“ wegging. Ich sagte noch, schau mal her, sagte ich, hat der Kerl nicht das reinste Verbrechergesicht? Da war es aus. Aber mir kam . . .“

„Pst!“ machte der Arzt. Der Kranke wurde unruhig, wand sich, wie von innerem Schmerz gefoltert, rang die Hände, murmelte unverständliche Worte zwischen den Zähnen. Eine kleine Weile lag er wieder ruhig. Dann raffte er sich unverzehns auf, starre die Anwesenden mit dem Ausdruck des größten Schreckens an. „Will . . . ! Es ist nicht wahr“, schrie er laut, hob abwehrend die Hände und sank erschöpft in die Kissen zurück. Ein krampfhaftes Schluchzen erschütterte den gequälten Leib.

Dr. Fox fühlte den Puls des Kranken und nickte befriedigt. „Der erste Anfall ist glücklich überstanden“, sagte er. „Jetzt ein gesunder Schlaf, dann ist kaum noch Schlimmes zu befürchten. . . Sie können gehen“, wandte er sich an den Heizer. „Herr Leutnant, wenn der Kranke wieder-

nach Ihnen verlangen sollte, darf ich Sie rufen lassen?"

"Gewiß, Herr Doktor! Ich will ohnehin noch etwas hier bleiben. Habe Zeit bis vier Uhr. Hoffentlich erholt sich der arme Kerl bald wieder."

Williams ging zu den Betten der beiden Matrosen. "So, Jungs, jetzt mal ordentlich geschwitzt", sagte er lachend. "Ein paar Stunden aushalten, dann ist das Fieber wieder heraus. Keine angenehme Sache, was? Hab's vor drei Wochen selber mitgemacht, bin aber wieder tadellos auf dem Damm. Und daß ihr mir die Decken fein zuläßt. Genügend mit Tee versehen?"

"O, mehr wie genug, Herr Leutnant."

"Trinkt, was das Zeug hält, damit die Leber nicht trocken wird. Schwitzt mir gründlich, sonst las ich euch Kanone schwingen, bis ihr naß seid wie begossene Pudel."

Die beiden lachten. Sie wußten, wie das gemeint war. Bill Barker, der in der Woche vorher Fieber gehabt, hatte bis dahin keine Hand im Dienst gerührt. Als er sich bei Williams meldete, hatte ihn der Leutnant mit erkünstelter Grobheit angefahren: "Was? Sie wollen Dienst tun? Junge, Sie können ja kaum gerade stehen. Was denken Sie sich denn unter Dienst? Da sehen Sie sich mal hin und passen Sie auf, wie das gemacht wird. Sie werden wohl samt dem Fieber auch alles Exerzieren ausgeschwitzt haben. Na, sijzen Sie noch nicht? . . . Sogar das Gehorchen hat der Mann verlernt!" So war Williams.

"Nun, Obermaat, bald die faulen Fische verdaut? Sie, ein alter Seebär, magen solche Geschichten! Wo bleibt da das Beispiel für die Jugend? Der Doktor wird Ihnen das austreiben. In Zukunft können Sie sich Fische denken. Sie bekommen keine mehr."

"O, Herr Leutnant, ich habe auch kein Verlangen danach. Der Appetit ist mir vergangen."

"So ist's recht. Sie sind ein folgsamer Patient. Wie lange müssen Sie noch im Bett bleiben?"

"Ich hoffe in den nächsten Tagen wieder aufzustehen zu dürfen."

"Freut mich. Das Rumliegen ist langweilig. Haben Sie nichts zu lesen da?"

"O ja, ich habe schon angefangen, wurde aber bald müde davon."

"Kein Wunder, wenn man so nach alten Regeln der Kunst ausgepumpt ist."

Der Arzt hatte sich überzeugt, daß Nillbars ruhig schlief. Er verließ das La-

zaret. Ein Wärter hatte sich neben sein Bett gesetzt und beobachtete den Kranken.

Tailor deutete auf einen Stuhl. "Herr Leutnant, wollen Sie nicht ein wenig Platz nehmen?" Williams kam der Aufruf nach. Sie plauderten von diesem und jenem, vom Dienst, von der Reise, von den Aussichten, von der Heimfahrt. Wenn Williams bei den Kranken war, konnte er reden wie ein Buch. Eine halbe Stunde mochte so vergangen sein. Da wurde leise die Tür geöffnet. Neighbour trat ein.

"Entschuldigen Sie, Herr Leutnant, ich wollte bloß mal nach meinem Landsmann sehen. Und da der Herr Leutnant noch da sind, hätte ich dem Herrn Leutnant noch was zu sagen."

"Gut, aber kommen Sie näher, damit Sie nicht so laut zu reden brauchen. Sie könnten Ihren Landsmann aufwecken. Was haben Sie auf dem Herzen?"

"Ja, sehen Sie, Herr Leutnant, ich habe um acht Uhr wieder Heizwache. Und da sagte ich mir, James, sagte ich, leg dich hin und schlaf dich aus. Dem Nillbars helfen kannst du doch nicht. Also legte ich mich aufs Ohr. Aber mit dem Schläfen wurd' und wurd' das heute nichts. Sowie ich die Augen zumachte, immer wieder sah ich das Gesicht von diesem Kerl, verzeihen Sie, Herr Leutnant, von diesem Kapitän der „Barcelona.“

Den mußt du doch kennen, dachte ich; James, wo hast du den nur schon gesehen? Ich konnte mich nicht besinnen. Da stellte ich mir vor, ich ginge ganz nahe an ihn heran und nähme ihm den Verband weg, den er um den Kopf hatte. Nun war mir, als sähe ich eine lange Narbe auf seiner Stirn. Sein Gesicht wurde mir bekannt. Himmel, entfuhr es mir ganz laut, Himmel, der William, der tolle William Nillbars. Der war es und kein anderer!

Sehen Sie, Herr Leutnant, ich habe den Burschen von Jugend auf gekannt. Wir sind aus demselben Dorf. Ein Tunichtgut, sag' ich, von Kindesbeinen an. Später traf ich ihn in Newcastle. Die Narbe stammt von einem Bierkrug. Und heute, das war er wieder. Genau wie früher sieht er aus. Nur der Bart ist schwarz; der war damals rot. Und der da, er wies nach dem Bette Nillbars, „das ist sein Bruder. Der muß ihn auch erkannt haben. Das hat ihn so erschreckt.“

Neighbour hatte sich in Feuer geredet, die letzten Sätze waren laut gesprochen. Der Kranke regte sich. Williams hatte

sich erhoben. „Mann, täuschen Sie sich nicht?“

„Gar nicht, Herr Leutnant, nur wegen des Bartes bin ich im Zweifel.“

„Einen Bart kann man färben.“

„Dann las ich mich hängen, wenn es nicht der Bruder von dem da gewesen ist.“

Der Kranke murmelte im Schlaf. Leutnant Williams näherte sich leise dem Bett und lauschte. Es war kein Sprechen, nur wie ein Hauch kamen die Worte von den Lippen. Er mußte die Hälfte erraten. Aber was er hörte, war genug.

„William! . . . Die Mutter . . . sie weint um dich. . . .“ Er schluchzte auf. Tränen rannen über seine Wangen.

Einen Augenblick stand Williams in Gedanken versunken. Barnill — Nillbars — Himmel, wie war es möglich, daß er das nicht gleich gemerkt hatte! Der selbe Name, die Silben vertauscht. Weiterer Beweise bedurfte es nicht. Ohne Gruß glitt er zur Tür hinaus, die Treppe hinauf. Zum Kommandanten.

Raffles hatte sich in seiner Koje zur Mittagsruhe etwas niedergelegt. Williams horchte an der Tür. Auf sein Klopfen erhielt er keine Antwort. Er stürmte davon. Jede Sekunde war hier kostbar. Er wollte zur Brücke hinauf. Was er da wollte? Er wußte es nicht. Da kam ihm der „Erste“ entgegen.

„Manu, wohin in solcher Eile?“

„Wir müssen Kurs ändern, sofort, sofort. Er entkommt uns sonst.“

„Wer denn? Was denn? Kind, Sie sind ja ganz aus dem Häuschen!“

„Kurs ändern! . . . Der Pirat . . . Er war es doch . . . Ich wußte es ja, daß wir ihn fangen.“

Johnson saßte seinen „Jüngsten“ bei den Schultern. „Sie haben sich wohl an mir angestellt, Kleiner? Kommen Sie zu sich. Ich habe mich geirrt.“

„Es war kein Irrtum, Herr Kapitän.“

leutnant. Der Mann hieß nicht Barnill, sondern Nillbars. Neighbour hat ihn erkannt, und der Heizer Nillbars phantasiert beständig von ihm.“

„Wo ist Neighbour?“

„Soeben war er im Lazarett.“

„Kommen Sie!“ Johnson ging mit langen Schritten voran.

„Und der Kurs?“ fragte Williams schüchtern.

„Kleiner, seien Sie still; mir platzt der Kopf. Noch einmal möchte ich mich nicht vor dem „Alten“ blamieren.“ . . .

Nillbars war aus seiner Betäubung erwacht. Neighbour und der Krankenwärter standen an seinem Bett.

„Wie steht's?“ fragte Johnson, als er mit Williams das Lazarett betrat.

„Ich wünschte, ich wäre gestorben“, antwortete der Kranke müßig.

„Leutnant Williams sagte, Sie hätten in dem spanischen Kapitän einen Bekannten gesehen.“

„Meinen Bruder!“ sagte er tonlos.

„Und Sie können das bestätigen?“ wandte sich der „Erste“ an Neighbour.

„Sawohl, Herr Kapitänleutnant, er war es.“

„Ist zwar eine traurige Sache, aber, Nillbars, nehmen Sie es nicht zu sehr zu Herzen. Sie können nichts dafür. In den besten Familien gibt's mal 'nen Taugenichts. Wir wissen trotzdem, was wir an Ihnen haben. Waren immer ein braver Kerl.“ Er schüttelte ihm die Hand.

„Neighbour, kommen Sie. Der Mann muß Ruhe haben.“

Als sie draußen waren, sagte er: „Kommen Sie mit hinauf. Wahrscheinlich wird der Herr Kommandant mit Ihnen reden wollen. . . . Und Sie, Williams, natürlich auch.“

(Fortsetzung folgt)

Lehr- und Erziehungsinstitut der Franziskanerinnen Lohr a. Main

Höhere Mädchenschule, Mädchen-Mittelschule
Herrliche gesunde Lage, billige Pension.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur Pater D. Sauerland, Missionshaus St. Joseph, Reimlingen
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben